Sein Erholungsurlaub.

Von Martha Henzler.

Mit langen Schritten kam er die schmale, stille Straße herunter. Es war noch früh am Morgen. Da und dort stand ein Fenster offen, doch niemand war zu sehen und zu hören.

Gerhard Hiller freute sich darüber. Und vielleicht hätten sie ihn so auf den ersten Blick auch gar nicht wiedererkannt. Sonnverbrannt war sein Gesicht. Die Züge von einem tiefen Ernst verändert. Dazu der Vollbart, der ihn um Jahre älter erscheinen ließ. Nur in den Augen glimmte das Feuer froher Erwartung. Er war jetzt daheim — daheim . . .

Auf der ganzen Reise waren ihm die Gedanken vorausgeeilt und feierten das Glück des Wiedersehens mit der geliebten Mutter. Und dann das köstliche Ausruhen! Von ihrer Liebe umsorgt und verwöhnt, wie das so in ihrer Güte zum Ausdruck kam. Aber ganz allein wollte er mit ihr bleiben, kein Dritter sollte sich zwischen sie drängen . . .

Nun stand er vor der kleinen Gitterpforte des hübsch gepflegten Gartens, drückte leise auf die Klinke und ging vorsichtig über den Kiesweg, der verrätherisch unter seinen Füßen knirschte.

Das weiße Häuschen, das durch die Bäume schimmerte, lag noch wie in versonnenem Traum. Aber er wußte ja, daß seine Mutter eine Frühaufsteherin war.

Eine Weile blieb er fast andächtig stehen. Dann zog er die Klingel, deren trauter, frischer Klang wie ein frohlockender Willkommengruß durchs Haus schallte.

Gespannt lauschte er auf den ersten Schritt von drinnen.

„Ich geh' schon, Lisette. Bleib du nur bei deiner Arbeit" — hörte er seine Mutter rufen.

Knarrend drehte sich der Schlüssel im Schloß. Etwas bedächtig wurde die Thür zurückgezogen — und aus dem matten Dämmer des Vorraums leuchtete ihm der Mutter liebes Antlitz, ihr blütenweißes Haar entgegen.

„Mein Junge! Mein lieber Junge!" Aufjubelnd hielt sie ihn in ihren Armen.

„Mutterle!" antwortete er nur und strich ihr zärtlich über Stirn und Wangen.

Neugierig kam nun auch Lisette, die alte Dienerin, herbei. Scheu und verblüfft schaute sie erst von einem zum andern.

„Na, Lisette, du erkennst mich wohl nicht wieder?"

„Der — der — Herr Hauptmann soll das sein?"

„Aber natürlich!" erwiderte Gerhard lachend.

Sie trat näher heran und betrachtete ihn von Kopf bis zu den Füßen, trocknete umständlich ihre Hände an der Schürze ab und reichte ihm die Rechte, die er kräftig schüttelte.

Er las ihr die stille Rührung aus den Augen, denn fürs Viel-Worte-Machen war sie nie gewesen.

Dann deutete sie auf seine Schuhe. „Die sollten der Herr Hauptmann lieber vorher ausziehen, ich hab' nämlich gestern alle Stuben reine gemacht — und — den Anzug möcht' ich auch gleich in Ordnung bringen, denn so können sich der Herr Hauptmann nirgends sehen lassen."

„Ja, ja, ich geb' ihn dir nachher. Jetzt sorg' nur zuerst für ein gutes Frühstück, das ist wichtiger", mischte sich Frau Hiller ein und öffnete die nächstliegende Thür.

„Komm, Gerhard, ich helfe dir inzwischen beim Umkleiden. Deine Sachen sind alle weggepackt, du würdest dich ja doch nicht allein zurechtfinden damit."

Lisette schien wie verjüngt. Sie rannte und sputete sich, wie sie's seit Jahren nicht gethan — und die sonst so Schweigsame verkündete in der Nachbarschaft die Ankunft „ihres Hauptmanns" mit beredter Zunge . . .

„Nein, Junge! Ich kann mich nicht satt sehen an dir!" rief Frau Hiller mit unverkennbarem Stolz und Zärtlichkeit ein über das andere Mal, als sie in geschäftiger Eile sich um ihren Jungen bemühte.

„Du kannst ja im Schlafrock bleiben, bis deine Uniform fertig ist. Bei Licht besehen, ist sie schrecklich mitgenommen. Hast du denn immer nur die eine angehabt? Lisette wird zu thun haben, bis sie halbwegs wieder brauchbar erscheint. Und heute Nachmittag gehen wir zu allererst zu Helmuts, dann zu Werners. Nein, wird das eine Ueberraschung geben, Junge! Du bist ja der erste hier, der schon Hauptmann geworden ist, überhaupt der erste Held, der auf Urlaub kommt! Paß mal auf, wie das eine Freude sein wird. Sie waren aber auch alle riesig nett, täglich kam einer, um sich nach dir zu erkundigen; drüben liegt eine große Liste für alle Danksagungen, die wir zu erledigen haben.

Gerhard hob abwehrend die Hände: „Liebe, gute Mutter" —

„Oh, ich weiß schon, was du sagen willst, mein Junge! Aber diesmal hat dein Hiersein eine andere Ursache, als wenn du nur auf Ferien kamst. Gönn' mir doch das Glück, mit dir Staat zu machen und dich von jedem bewundert und verehrt zu sehen!" Schmeichelnd, mit strahlenden Mienen sah sie ihm in die Augen . . .

Mit leiser Wehmuth und schwüler Beklommenheit schaute Gerhard seiner Mutter zu, wie sie sorgsam jedes Stück aus Schrank und Kommode für ihn herbeitrug und alles wieder sorgfältig verschloß: „Du kramst mir's sonst nur unnütz durcheinander", erklärte sie ihm, als sie fertig war.

Am Frühstückstisch offenbarte sich ihm Lisettes Liebe und Begeisterung in der Wahl seiner Lieblingsdinge. Und alles blitzte und blinkte in tadelloser Reinheit. Die Sonnenstrahlen brachen sich in dem Silber und Kristall, das ihm zu Ehren aufgedeckt war. Das schönste und herrlichste Licht aber strahlte ihm aus seiner Mutter Antlitz!

Er nahm ihre Hände und drückte sie warm und innig: „Mutterle" — vermochte er nur zu sagen. —

Sie nickte ihm verständnisvoll zu. Auch sie genoß diesen Augenblick wie ein neugeschenktes Leben. Hätte sie ihn denn nicht verlieren können, wie es schon Tausenden von Müttern beschieden war? Eiskalt kroch es ihr ans Herz. Ja, wenn —

Gewaltsam riß sie sich von diesen Bildern los. Und gerade, weil sie ihn gesund und unversehrt wieder hatte, wollte sie ihm nur frohe und heitere Tage bereiten — und mitten aus diesem Gedankengang heraus sagte sie: „Mit Werners müßten wir eigentlich den Anfang machen. Die haben zwei Söhne im Feld und möchten dich so manches fragen. Sie wollen dir dann einige Paketchen mitgeben, damit die Jungen wirklich mal etwas bekommen, mit der Post dauert's ja so unendlich lange." —

Gerhard setzte jählings seine Tasse ab, die er eben zum Munde führen wollte. „Aber, Mutter, ich weiß doch gar nicht, wo sie liegen — und dann" —

„Du sollst sie ja auch nur beim Regiment abgeben" — unterbrach ihn seine Mutter fast ängstlich, als sie seine erschrockene Miene bemerkte.

Klingelingeling — tönte es plötzlich durchs Haus.

„Mein Himmel! Das sind gewiß schon Besuche! Siehst du, Gerhard, so geht's jeden Tag! Und das alles um dich!" sagte Frau Hiller mit einem stolzen, glücklichen Lächeln. „Führe die Damen ins bessere Zimmer!" rief sie noch Lisette zu und stand schnell auf.

„Beeile dich ein bißchen, Gerhard — ich bin sofort wieder hier; gut, daß wir schon gefrühstückt haben!" Und ehe Gerhard sich auflehnen konnte, war sie aus der Stube.

Unschlüssig blieb er noch einige Sekunden sitzen. Sollte er nun den Verhältnissen die Spitze bieten und einfach sein Recht auf Erholung durchsetzen? Die Unverständigen kategorisch zur Vernunft und Rücksicht zwingen? Aber, wo — und wie den Hebel anlegen, ohne seine Mutter damit zu kränken? Was ihm zur höchsten Qual wurde, diente ihr als Beweis ihrer Liebe und Zärtlichkeit. Da — wieder erscholl die unbarmherzige Klingel! —

Im Besuchszimmer schwirrte und summte es in allen Tonarten durcheinander. Die wohlerzogenen Töchter kicherten und tuschelten hinter den Rücken ihrer Mütter und ließen die Thüre nicht aus den Augen, bis Gerhard erschien.

An der Hand führte ihn seine Mutter ins Zimmer.

Wie elektrisirt fuhren alle auf. Aus dem Gewirr von Stimmen klang ihm Frau Werners hoher Diskant entgegen.

„Willkommen in der Heimath, Sie tapferer Held!"

„Ja, willkommen! Willkommen!" eiferten die andern nach.

Seine Hände wurden von zwei, drei zugleich gefaßt und herzhaft gedrückt. Zarte, schlanke Fingerchen tippten an seine Ordensbänder, die er auf besonderen Wunsch der Mutter anlegen mußte.

„Oh, für was haben Sie die bekommen? Bitte, bitte, erzählen Sie es schnell, das ist ja furchtbar interessant!" rief Anna Werner und drängte sich resolut an ihn heran. „Meine Brüder schreiben gar nichts von ihren Erlebnissen!"

„Wie war's denn beim ersten Kampf? Das muß ja gräßlich zugegangen sein", sagte Käthe Lanze und hing begierig an seinen Lippen.

Friedchen Eilenius ist Krankenschwester geworden. „Haben Sie sie mal irgendwo gesehen?" lispelte die kleine Sophie Linder mit einem leisen Seufzer. „Ich wäre auch zu gern Pflegerin, aber" — sie verstummte plötzlich und sah ängstlich nach ihrer Mutter hinüber, die ihr energisch abwinkte. Das dumme Kind, womöglich verrieth sie ihm noch, daß sie abgewiesen worden, weil sie nur Offiziere pflegen wollte!

„Waren Sie wirklich nicht ein einziges Mal verwundet, Herr Hauptmann?" fragte gedankenlos das alte, schwerhörige Fräulein Rosen.

„Um Gottes willen, Luise! Sie beschwören ja das Unglück herauf!" schrie es ihr von allen Seiten in die Ohren.

„Nicht wahr, Herr Hauptmann, Sie wissen sich immer im richtigen Augenblick in Sicherheit zu bringen?" rief die Kanzleiräthin Werner dazwischen.

„Ich wollte, ich könnte das jetzt! Das schärfste Granatfeuer wäre mir Erlösung!" hätte Gerhard gar zu gern erwidert. Aber resigniert ließ er sich dafür zum Tisch zerren und in den nächstbesten Sessel drücken. Man ließ ihm ja nicht Zeit, nur ein einziges Wort zu erwidern. Er, der kühn allen Gefahren trotzte — mit seiner Kompagnie mitten durch den Kugelregen des Feindes jagte — jeden Sturmangriff siegreich überwand — er war hier wehrlos gemacht — von dem „sogenannten schwachen Geschlecht". —

Tief Athem schöpfend, lehnte er sich zurück.

Frau Hiller sah eine leise Ungeduld in seinen Zügen aufzucken.

„Mein Sohn ist die ganze Nacht gefahren", entschuldigte sie ihn.

„Oh, die ganze Nacht! Muß das anstrengend gewesen sein!" klang es von Mund zu Mund. „Also so weit waren Sie von uns entfernt?"

„Wie lange bleiben Sie eigentlich? Wir möchten das gerne wissen, denn zu uns müssen Sie morgen gleich zum Mittagessen kommen", bestimmte Frau Werner in entschiedenem Tone.

„Zu uns auch! Zu uns auch!" rief es im Chorus durcheinander.

Gerhard hielt sich unwillkürlich die Ohren zu.

„Was, der Junge ist hier — und ich muß es nur durch Zufall erfahren?" Die Thür wurde hastig aufgerissen, und ein behäbiger, älterer Herr stolperte fast über die Schwelle.

„Ah, lieber Doktor! Das ist nett von Ihnen!" Erfreut ging Frau Hiller ihm entgegen.

Auch Gerhard erhob sich wie erleichtert. Gott sei Dank, wenigstens eine vernünftige Ablösung!

„Muß uns der gerade in die Quere kommen!" flüsterten sich die Frauen ärgerlich zu.

Mit ausgestreckten Händen trat Dr. Sigmund Gerhard entgegen. Sein rundes, frisches Gesicht strahlte in gutmüthiger Freude: „Junge, Junge! Und wenn du Oberst oder General wirst — ich duze dich weiter! Hab ich nicht redlich theil an seiner Kraft und Gesundheit, liebe Frau Hiller? Hahahaha! Wie manches Heilmittelchen hab' ich ihm hinter die Binde gegossen." Er lachte aus vollem Halse über seinen prächtigen Witz. — „Fürs erste nehme ich dich in Beschlag." — Gerhard beiseite ziehend, raunte er ihm halblaut ins Ohr: „Mit den Weibern machen wir kurzen Prozeß. Die werden einfach abgewimmelt, das Programm dazu habe ich mir unterwegs schon zurechtgestellt. Also, für heute Abend großer Empfang im „Wilden Roß"."

„Oh, da kommen wir auch!" rief es begeistert von allen Lippen.

„Abwarten, meine Damen. In solch ernsten Zeiten müssen die Männer zusammenhalten, und was wir zu besprechen haben, taugt nicht für so zartfühlende Frauenherzen, wie ich sie, meiner Praxis nach, beurtheilen kann", schloß Dr. Sigmund mit einem triumphierenden Seitenblick auf die verdutzt dreinschauenden Damen..

„Einen Vortrag hältst du uns doch auch?" wandte er sich wieder an Gerhard. „Wir rechnen sogar damit. Denn von den Zeitungen erfährt man ja nie etwas Genaues. Aber die Wahrheit, von einem Augenzeugen überliefert, klingt doch ganz anders, nicht wahr?"

„Jawohl, als ob wir die nicht hören könnten", mischte sich Frau Werner ein und sah dem Doktor herausfordernd ins Gesicht.

„St! St! — Gemach, gemach — meine Liebe. Fürs Frauengemüth einen Extravortrag! Uebrigens sieht unser Held etwas abgespannt und müde aus, da muß ich jetzt leider ein Machtwort sprechen und den Damen den Rückzug empfehlen. Wir wollen dich doch heute Abend frisch bei Stimmung und Laune genießen, Gerhard. Na, ich will mit gutem Beispiel vorangehen", fuhr er fort, als er merkte, daß niemand den Anfang machen wollte.

„Wem darf ich zuerst den Arm reichen? Bitte, zieren Sie sich nicht, bei dem alten Junggesellen riskieren Sie sicher keine böse Nachrede."

Wohl oder übel mußte sich eine nach der anderen seinem Vortritt anschließen.

Dr. Sigmund gab aber durch geheime Zeichen zu verstehen, daß er gleich wieder zurückkäme.

„Der gute Mensch! Er bewährt sich doch in allen Lagen als ein echter Freund — findest du nicht auch, Gerhard?" sagte seine Mutter mit einem zufriedenen Lächeln und sah dem Schwarm, der eben noch vom Gitterthor zurückwinkte, freundlich grüßend nach. — —

Auf acht Tage war ihm der Urlaub bemessen. Der dritte hatte eben begonnen und sollte von früh bis Abends mit allerlei unumgänglichen Verpflichtungen ausgefüllt werden. „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig", entgegnete ihm seine gute Mutter mit bittender Miene, wenn er auf irgendeine Weise entschlüpfen wollte.

Aber heute mußte er einen Versuch, mal seine eigenen Wege zu gehen, mit aller Energie wagen.

Erstens sollte der Zivilanzug zu Ehren kommen. Ein Ausflug in die Residenz schwebte ihm wie eine rettende Insel vor Augen. Am besten war wohl, er trat gleich mit der Thatsache vor seine Mutter. Als er seinen Schrank öffnen wollte, fehlte der Schlüssel. Er suchte alles ab. Endlich riß ihm die Geduld . . .

Frau Hiller hörte ihn rumoren und brummen.

Sie kam herein und fragte mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt: „Was machst du denn eigentlich? Suchst du etwas?"

„Zu was denn? Hier brauchst du ihn doch nicht", entgegnete sie ruhig.

In die Residenz möchte ich, ich sehne mich nach Abwechslung, denn" . . .

Sie unterbrach ihn hastig: „Das hab' ich mir gedacht! Siehst du, und darum habe ich ihn dir weggeschlossen. Ich kann doch eine solche Unvorsichtigkeit nicht dulden. Was würde man von mir denken! Nein, ich hätte keine ruhige Minute! Bedenke doch, wenn dir ein Vorgesetzter begegnen würde! Oder wenn du einen unserer Bekannten träfst, der dich in irgendein Lokal mitnähme, wo du tausend Unannehmlichkeiten ausgesetzt wärest! Daß ihr Männer auch gar keine Logik habt! Ja, mich würde man zuletzt für deine Thorheit verantwortlich machen! Siehst du denn das nicht ein? Junge, lieber Junge, thu mir das nicht an!"

Zärtlich umschlang sie seinen Hals: „Du, mein ein und alles!"

Und Gerhard beugte sich wieder dieser Uebermacht von Liebe. Resigniert ließ er sich von einem Besuch zum andern schleppen, und je schwüler und beklommener ihm dabei um Herz und Sinn wurde, desto heißer sehnte er sich trotz aller empfangenen Wohlthaten und Ehren — in seinen Unterstand und Schützengraben zurück.

Als es ans Einpacken ging, revidirte Frau Hiller jedes Stück mit fürsorglicher Umständlichkeit. Dabei fiel ihr „Die fromme Helene" — in die Hände. Entsetzt nahm sie das Buch an sich. „Junge, Junge, wie kommst du zu Busch! Den wirst du doch nicht mitnehmen?" Sie blätterte hin und her und hielt ihn ihm vor die Augen. „An diesen unmoralischen Bildern findest du Gefallen? Herrgott, ich schäme mich ja vor deinem ganzen Regiment! Auf mich fällt so etwas zurück! Und dann diese blöden Verse. Da" — nun sah man ihre Trümmer rauchen — „hat das Sinn und Verstand? Gut, daß ich das noch entdeckt habe." Und der gute Busch verschwand in ihres Schrankes Tiefen.

Am nächsten Tage nahmen sie Abschied voneinander. Es war ein hartes Losreißen. Seine Mutter hielt sich tapfer. Auch er that sich Gewalt an, seinen stillen Schmerz zu verbergen. Wußte man, ob man sich wiedersah? —

„Laß mich ganz allein zur Bahn gehen, liebe Mutter", bat er mit nachdrücklichem Ernst, bis sie nachgab.

An der Gartenpforte winkte er und grüßte verschleierten Blicks ein letztes Mal zurück.

Auf Seitenpfaden nahm er den Weg zur Bahn. Nur jetzt keinem begegnen; die acht Tage waren zum Opfer gebracht, der Abschied war sein einziges Recht geblieben. Niemand wußte, wann er reiste. — —

Wenige Minuten vor Abfahrt trat er auf den Bahnsteig. Er wunderte sich über die Menschenmenge, die ihm erwartungsvoll entgegenstrebte.

Ein Musikstück wurde intoniert „Gloria — Gloria — — In der Heimath — in der Heimath" — —

Im nächsten Augenblick war er umringt. Daß man Lisette das Geheimnis mit List abgerungen, ahnte er ja nicht.

Er machte gute Miene zum bösen Spiel — und als er im Wagen saß, stieß er ein erlöstes „Hurra! Marsch, marsch! Vorwärts!" von sich.

Er fuhr wieder hinaus in Sturm und Kampfesnoth. —

Berthold Auerbach.

Eine Erinnerung

von Ben. Altheimer.

Es war im Hochsommer 1873. Bad Rippoldsau im Schwarzwald war auf der Höhe seiner Saison. Mein Freund und Reisegefährte, Professor F., und ich setzten uns, dem Beispiele anderer Kurgäste folgend, unter die schattigen Eichen und Tannen vis-a-vis dem „Neubau", tranken unseren Kaffee und lauschten der Musik der Kurkapelle.

Die Behaglichkeit und Gemüthlichkeit des Nachmittags wurde durch die Ankunft eines offenen Wagens erhöht, aus dem zwei Herren, ein älterer und ein jüngerer, stiegen. Sofort wurden die Beiden der Mittelpunkt der ganzen Gesellschaft. Männer unterbrachen ihre Unterhaltung und verließen Karten- und Dominospiel, Frauen ihre Stick- und Strickarbeit, manche ließen sogar ihren Kaffee kalt werden, um die beiden Neuangekommenen mit herzlichen Worten: „Guten Tag, Herr Doktor", „Grüß' Gott, Herr Doktor", bewillkommnen zu können. Auf unsere Frage, wer die Herren seien, wurde uns der Bescheid, der ältere Herr sei der Dichter Berthold Auerbach, der in seinem einfachen grauen Sackanzug und breitkrempigen Hut eher wie ein wohlhabender Landwirth als ein Dichter aussah, und der andere Herr sei Dr. Ehrlich, sein Sekretär.

Wir wurden vorgestellt. Den nächsten Nachmittag machten wir zusammen einen Spaziergang nach dem „Klösterle", wo wir bei einer Tasse Kaffee eine nie zu vergessende Stunde mit dem Dichter verbrachten.

Auerbach, der sich sehr für amerikanische Verhältnisse interessierte, schrieb damals — es war zur Zeit der Wiener Weltausstellung — Leitartikel für die wöchentlich in deutscher Sprache erscheinende Beilage zum „New Yorker Herald". Er bedauerte lebhaft, daß er den Ozean zu kreuzen jetzt zu alt sei, um persönlich mit Amerika und amerikanischem Leben bekannt zu werden.

Professor F. erzählte ihm, daß seine Novellen und Erzählungen, sowohl in deutscher als auch in englischer Ausgabe, in Amerika sehr populär seien, besonders bei den Juden, die seine Bücher, die jüdischen Geist und Charakter schilderten, mit Vorliebe läsen, wie „Spinoza", „Kaufmann und Dichter", und daß man allgemein bedauere, daß Auerbach nicht noch mehr Bilder aus dem jüdischen Leben bringe. „In der That — erlauben Sie mir, Herr Doktor, frei und offen zu reden —", fügte Professor F. hinzu, „mir wurde neulich in Berlin erzählt, daß Sie nicht allein aufgehört hätten, sich für jüdisches Leben zu interessieren, sondern daß Sie sich auch von der Synagoge losgesagt hätten."

„Man hat Sie theilweise falsch unterrichtet, Herr Professor. Ich will Ihnen, meine Herren, erzählen, was ich meinen Berliner Freunden gesagt habe: „Vor mehreren Jahren wohnte ich dem „Yom kippur" Gottesdienst in der Synagoge zu Nordstetten bei. Die schwere Luft, die Schwüle des Nachmittags bedrückte mich und trieb mich ins Freie. Der Kontrast war groß. Die grünen Berge, die frische Luft, die herrliche Freiheit waren es, wonach meine Seele dürstete. Jetzt sah ich meine Zukunft vor mir. Nicht länger: „Dieses Haus ist meine Welt", sondern: „Die Welt ist mein Haus!" Nicht mehr die Vergangenheit, sondern: „Alles Leben sei mir stets so neu als heilig". Tief empfand ich die Worte: „Willst Du schreiben; lebe!" Die Sprache und der Sabbath sind die Wunder des historischen Menschenthums; sie bedeuten Aufklärung und Frieden; sie sind die Erlöser des Körpers und des Geistes. Ich beschloß, über Land und Leute zu schreiben, die ich seit meiner Kindheit gekannt und geliebt habe: ihr einfaches, biederes Leben zu schildern; zu streben die edelsten Gefühle und besseres Einverständnis zwischen allen Konfessionen zu erwecken, und das Evangelium der ewigen Ideale des Menschenthums zu verkünden: gegenseitige Nachsicht, Liebe und Wohlwollen. Dieses, meine Herren, ist meine Lebensaufgabe. Möge mir die Kraft bleiben, sie zu erfüllen!"

„Amen!" rief der Professor, hingerissen von dem Idealismus des Dichters. „Ja, Herr Doktor, Ihre Botschaft ist in viele Länder gedrungen, ist in vielen Sprachen gehört worden; Ihre Dichtungen haben der Poesie neue Wege gebahnt; sie haben den „Bauer" literaturfähig gemacht und Dorfgeschichten sind bleibende Werthe der Dichtkunst geworden; aber auch wir Juden bedürfen der Führer, die uns anregen und leiten, die für unsere Sache kämpfen."

„Unsere Sache ist die Sache des Landes, in dem wir leben. Wir Juden müssen sein — und wir sind es — loyale Bürger, wo wir auch leben; müssen sein „Theil des Ganzen"; das thut unserem Judenthum keinen Abbruch. Halten wir Umschau! In England und Frankreich genießt der Jude soziale und politische Gleichheit mit seinen Mitbürgern. In Ihrem Amerika, das einer Ihrer Rabbiner jüngst das Gelobte Land nannte, wo Freiheit und Einigkeit die Losung, da sollte sich das Judenthum zur höchsten Blüthe entfalten. Hier in Deutschland hat der Jude seine Schuldigkeit in Kriegs- und Friedenszeiten gethan, seine Pflichten als Mensch und Bürger erfüllt, und ein einiges Deutschland ist nicht undankbar und wird sein liberales Regierungsprinzip, „daß die Religion eines Menschen in keiner Weise seine sozialen und politischen Rechte beeinflussen soll", in jeder Beziehung verwirklichen. Der Tag dämmert, an dem man dem Juden im Geiste seines Verdienstes begegnen wird."

Die Worte des Dichters bewegten uns; sie hatten die Ueberzeugungskraft, die man bei einem edlen Menschen findet, der ehrlich denkt, der tief fühlt, der von Herzen spricht.

Dem Dichter träumte es nicht, daß man in wenigen Jahren in England den Judenhaß schüren, daß der Dreyfuß - Fall Frankreich an den Rand der Revolution bringen würde; ihm träumte nicht, daß die antijüdische Bewegung in Deutschland ihm manche bittere Stunde verursachen würde, noch daß im Lande der Freiheit sich ein sozialer Antisemitismus entwickeln könnte, der ebenso spitzfindigschlau als unamerikanisch ist.

Ihm träumte nicht, daß im heiligen Rußland Judenverfolgungen und Judenmorde unter den Augen der Obrigkeit zur Tagesordnung werden würden, die an die dunklen Tage und Thaten vergangener Jahrhunderte erinnern, sie an Grausamkeit überbieten, in den Schatten stellen würden.

Auerbach reiste den nächsten Tag zur Kur nach Tarasp, über Nordstetten, um das Grab seiner Eltern zu besuchen.

Ich traf den Dichter wieder im Jahre 1879 in Marienbad. Er hatte sich sehr verändert und kränkelte; er war alt geworden. Er starb in Cannes im Februar 1882.

Heimgegangen, lebt Berthold Auerbach im Herzen aller Derer, die Wahrheit, Schönheit, Freiheit und Vaterland lieben, und weilte er heute noch unter uns, er würde mit Stolz auf sein liebes Deutschland blicken, wo ein einig Volk von Brüdern — Protestant, Katholik und Jude Schulter an Schulter — heldenmüthig und siegreich für den Ruhm und die Ehre des Vaterlandes kämpft.

* * *

Im Frühherbst 1913 bereisten mein alter Freund und Reisegefährte, Professor F., und ich den Schwarzwald. Nach vierzig Jahren sprachen wir wieder mit dem biederen Volke der „Schwarzwälder Dorfgeschichten". — Wir erfreuten uns wieder an den lieblichen Thälern, den grünen Bergen., die uns so recht an die Worte erinnerten, mit denen ein bekannter deutscher Kritiker Auerbach's Leben und Schaffen charakterisierte:

„Wer den Dichter will verstehn,
Muß in Dichters Lande gehn!"

Auf unserer Reise von Stuttgart nach Tübingen blieben wir eine kurze Zeit in Nordstetten, wo man uns Auerbach's Geburtshaus zeigte. Es war an einem Sonntag Nachmittag. Wir besuchten sein Grab auf dem jüdischen Friedhof, wohin ein Knabe uns den Weg zeigte. Unterwegs pflückten wir Waldblumen, die wir auf des Dichters und seiner Eltern Grab legten.

Während die Sonne ihre letzten Strahlen auf den Friedhof warf, begannen im benachbarten Dorfe die Glocken zum Vespergottesdienst zu läuten. „Es ist Zeit zum „Maariv" (Abendgottesdienst), sagte Professor F. und intonierte mit seiner vollen Baßstimme: „Schema Jisroel" — „Höre o Israel, der Ewige unser Gott, der Ewige ist einzig!" Der schöne Wohlklang seiner Stimme verschmolz mit den fernen Glocken zu einer Harmonie: ein Sinnbild gleichsam des Strebens und der Träume unseres edlen Todten. Der kurze Gottesdienst schloß mit dem Kaddisch - Gebet für die Dahingegangenen.

Inzwischen war die Sonne hinter den Bergen verschwunden und nur wenige Strahlen beleuchteten noch die Spitzen der Hochtannen. Es wurde dunkel. Die Kirchenglocken hatten zu läuten aufgehört. Alles war friedlich, still. Hier und dort nur zirpte eine Grille ihr Abendlied.

Beim Verlassen des Friedhofes kamen wir an dem Grab von Bernhard Frankfurter vorbei, Auerbachs Freund und Lehrer, dessen Andenken er in einer seiner Dorfgeschichten verewigt hat; auch auf dessen Grabstein lasen wir die Worte:

„Der Gerechten Andenken ist ein Segen."

Mathematik als Naturgabe.

Das mathematische Talent wird nicht erworben, sondern mit zur Welt gebracht, und in dieser Hinsicht steht die Veranlagung zur Mathematik mit der künstlerischen, z. B. der musikalischen Begabung in Vergleich. Sie erweist sich als unabhängig von anderen geistigen Fähigkeiten und kann bei großer Intelligenz gering, bei sonst minderwerthiger geistiger Begabung bedeutend sein. Für die Ursprünglichkeit des mathematischen Talents finden sich in den Lebensbeschreibungen großer Mathematiker viele Beispiele. Bei dem berühmten Gauß war die Begabung für das Rechnen so frühzeitig ausgeprägt, daß er, noch nicht drei Jahre alt, seinen Vater, einen biederen Maurermeister in einer Rechnung korrigirte.

Als er im Alter von neun Jahren in die Rechenklasse der Katherinen-Schule in Braunschweig kam, wurde den Kindern in der ersten Stunde aufgegeben, eine Reihe aufeinander folgender Zahlen von 1 bis 40 zu addieren. Wer seine Rechnung fertig hätte, sollte seine Tafel auf den Klassentisch legen. Der kleine Gauß schrieb nach kurzem Besinnen das Ergebnis auf seine Tafel und warf diese mit den Worten „da ligget se!" auf den Tisch, während die anderen erst anfingen, sich mit der Rechnung abzumühen. Der neunjährige Knabe hatte sofort die Formel entdeckt, nach der er das Ergebnis mit einem Schlage herausbringen konnte.

Das mathematische Talent gleicht übrigens auch insofern dem musikalischen, als es, wenn es überhaupt ausnahmsweise ererbt wird, vom Vater auf den Sohn übergeht. Ob bestimmte Eigenschaften der Mutter dafür günstig sind, läßt sich nicht sagen. Das glänzendste Beispiel dafür ist die berühmte Familie Bernouilli, die der Welt ein ganzes Geschlecht von Mathematikern gegeben hat. Das merkwürdigste an den in der neuesten Zeit vorgenommenen Untersuchungen des mathematischen Organs im menschlichen Gehirn ist die Feststellung, daß der bekannte Phrenolog Gall mit seiner viel und auch mit Recht angegriffenen Schädellehre in dem einen Punkt recht gehabt, indem er den Ausdruck mathematischer Begabung in der Schädelbildung richtig erkannt zu haben scheint.

Das mathematische Organ der Gesichtsbildung kann als eine ungewöhnlich starke Entwicklung des oberen äußeren Winkels der Augenhöhle bezeichnet werden. Beim weiblichen Geschlecht ist eine solche Gestaltung des oberen Augenhöhlenrandes höchst selten zu beobachten, wie denn auch eine mathematisch begabte Frau, wie z. B. Catarina Fabri - Scarpellini, die 1873 verstorbene Leiterin der von ihrem Oheim auf dem Kapitol gegründeten Observatoriums, fast zu den Naturwundern gehört. Auch bedeutende Männer wie Luther, Goethe, Beethoven scheinen sie nicht besessen zu haben. Jene eigenthümliche Schädelbildung in der Gegend des oberen Augenrandes muß dazu dienen, dem unter der betreffenden Stelle gelegenen Theile des Gehirns den Raum zu einer bedeutenden Entwicklung zu geben. An dieser Stelle liegt die sogenannte Stirnwindung des Gehirns, deren hintere Hälfte der Sitz der mathematischen Begabung sein dürfte.

Guter Ausweg.

Kürzlich treffe ich meinen Freund — jungverheirathet.

„Na — Du siehst doch so verärgert aus!"

„Ach", sagte er, „ein kleiner häuslicher Streit. Ich streiche nämlich gerade unseren Gartenzaun. Das heißt, ich möchte ihn roth anmahlen, meine Frau will ihn grün. Na — und nun sprechen wir vorläufig nicht miteinander."

Ich lachte: „Aber, Kinder, einigt Euch doch auf eine andere Farbe!"

„Das ist eine glänzende Idee", rief er: „herzlichsten Dank!" Und er ging weiter. — Zufällig treffe ich ihn drei Tage später wieder.

„Na, habt Ihr Euch vertragen?" rufe ich.

„Ausgezeichnet!" antwortete er strahlend.

„Und wie hast Du den Gartenzaun angemahlt?"

„Grün!"

Unzweifelhaft.

„Müller, können Sie ein junges zartes Huhn von einem alten zähen unterscheiden?"

„Jawohl, an den Zähnen!"

„Aber die Hühner haben doch keine Zähne!"

„Die Hühner nicht, aber ich!"

Behandlung der Zimmer-Pflanzen.

Pflanzen sind lebende Wesen, deren Dasein von bestimmten Bedingungen abhängig ist. Ohne Wasser, Licht, Luft und Wärme vermag keine Pflanze auf die Dauer zu leben. Sie sind die Hauptfaktoren im Leben der Pflanzen. Das Wasser löst im Boden die Nährstoffe der Pflanzen auf, die sie nur in flüssiger Form aufzunehmen vermag. Außerdem übernimmt es den Transport derselben in der Pflanze und wird schließlich als Wasserdampf von den Blättern ausgeschieden. Luft braucht die Pflanze zum Athmen wie jedes andere lebende Geschöpf. Auch entnimmt sie ihr die Kohlensäure, die sie in ihren Zellen in Kohlenstoff und Sauerstoff zerlegt. Dies geschieht aber nur unter dem Einflusse des Lichtes. Ohne Licht kein Leben auch bei den Pflanzen. Bei mangelndem Sonnenlicht vergilben die Blätter bald und die Pflanze stirbt den Hungertod. Auch die Wärme braucht die Pflanze, darum ruhen bei uns im Winter die meisten Pflanzen und in den Eisgegenden fehlen die Gewächse gänzlich. Die Pflege der Pflanzen hat die Lebensbedingungen zu berücksichtigen, fehlenden Falles sie zu ergänzen oder zu verbessern. Das Gießen hat die Aufgabe, der Pflanze das nöthige Wasser zuzuführen. Es soll gegossen werden, wenn die Erde trocken ist, d. h. sich trocken anfühlt [illegible] Abends oder Morgens [illegible] stets mit abgestandenem Wasser, am besten mit Regenwasser! Auch ein Bespritzen der Blätter ist nothwendig, namentlich im Winter, wenn die Pflanzen im geheizten Zimmer stehen. Gieße nie unmittelbar an den Stamm, auch nicht in die Untersätze, die nur das überschüssige Wasser aufzunehmen haben. Sorge dafür, daß das Wasser aus dem Topf abfließen kann, daß also die Topföffnung nicht verstopft ist. Ein Sauerwerden der Erde und ein Faulen der Wurzeln sind die Folgen, an denen die Pflanze schließlich zugrunde geht.

Wasche deine Pflanzen auch mit einem zarten Schwamm öfters ab, damit Staub und Ungeziefer von den Blättern entfernt werden! Mangel an Licht äußert sich in einem schlechten Aussehen und verkümmerten Wuchse der Pflanzen. Stelle deshalb deine Pflanzen möglichst nahe an das Fenster, damit das Licht ungehindert Zutritt hat, hüte sie aber vor den direkten Strahlen der Mittagssonne! Ein Verbrennen der Blätter ist oft die Folge. Während der guten Jahreszeit sorge dafür, daß deinen Pflanzen so viel als nur möglich frische Luft zugeführt wird, nur dadurch zeigen sie ein fröhliches Wachsen und Gedeihen. Stelle also deine Pflanzen an das offene Fenster oder noch besser vor dasselbe während des ganzen Sommers. Aber auch im Winter führe deinen Pflanzen recht viel Luft zu, indem du bei jeder milden Witterung das Fenster öffnest. Hüte sie aber vor zu kaltem Luftzug, der mit seinem eisigen Hauche die Pflanzen sofort vernichten kann. Wie zu kalte Luft, so schadet übermäßige Wärme, namentlich bei trockener Luft, den Pflanzen sehr; hier ist ein öfteres Bespritzen der Blätter unbedingt erforderlich. Die sogenannten Warmhauspflanzen verlangen eine Wärme von 60 bis 72 Grad, während die Kalthauspflanzen bei 42 bis 48 Grad recht gut gedeihen. Im Frühjahr vor dem neuen Triebe sind die Pflanzen in der Regel zu verpflanzen, um ihnen mit neuer Erde neue Nahrung zuzuführen. Diese Arbeit ist unbedingt nöthig, wenn die Wurzeln den Topf durchwachsen haben. Beim Umtopfen kommt es hauptsächlich darauf an, daß der neue Topf nur wenig größer ist, als der alte, der Abzug richtig hergestellt und die Erde um den Ballen gleichmäßig zu liegen kommt. Im Laufe des Sommers sind die Pflanzen (besonders die nicht umgetopften) zu düngen, wozu der in Handelsgärtnereien käufliche Blumendünger am besten zu verwenden ist.

Das Werthvollste.

Ein Brand brach aus.

Ein Ruf gellte durch das Haus: „Rette sich, wer kann! Das Werthvollste mitgenommen!"

Alles rannte durcheinander. Kopflos griffen sie nach allen möglichen Dingen. Und als sie draußen vor dem brennenden Hause standen, da ergab es sich, daß der Mann einen Zeitungshalter in der Hand hielt, und die Frau eine Federboa, die Tochter aber ein Ansichtskartenalbum, während der Sohn den Schläger der „Sigambria" von der Wand genommen hatte.

Und alle vier brachen in ein hysterisches Gelächter aus, da sie erkannten, mit welchen Dingen sie vor ihrem Hause standen, das in den Flammen jetzt zusammenkrachte.

Abseits stand das Dienstmädchen.

„Was hast Du gerettet?" rief die Mutter.

Da hielt das Dienstmädchen den Arm in die Höhe. Einen Käfig mit einem lebendigen, jubilierenden Vöglein hielt sie in der Hand.

Ein gewissenhafter Beamter.

„Ich habe mit Bedauern gehört, daß der Herr Magistratsrath Schnauferl einen Automobilunfall hatte! Wie geht es ihm?"

„Verhältnißmäßig recht gut! Besonders glücklich aber ist er darüber, daß er an einer Stelle der Landstraße umgeworfen, wo eine Tafel stand mit der Inschrift: „Hier darf Schutt abgeladen werden!"